

**DEBRECENI EGYETEM
UNIVERSITÄT DEBRECEN**

**GERMANISZTIKAI INTÉZET
INSTITUT FÜR GERMANISTIK**

Szakdolgozat
Diplomarbeit

vorgelegt im Jahr 2009

Verfasserin:
Anikó Majoros

**EPISTEMISCHE MODALVERBEN UND MODALPARTIKELN IN
DANIEL SPEERS UNGARISCHER ODER DACIANISCHER
SIMPLICISSIMUS**

Betreuerin: Dr. Anna Molnár

1. EINLEITUNG

1. 1. Problemstellung

Was ist der Unterschied zwischen den Bedeutungen der Sätze: *Er hat die Aufgabe machen sollen* und *Er soll die Aufgabe gemacht haben*?

Fragen wie diese können nur beantwortet werden, wenn man die verschiedenen Funktionen der deutschen Modalverben und die damit verbundenen morphologischen Probleme kennt. Noch mehr Fragen können sich aber infolge der Sprachforschung erheben oder offen bleiben und damit dem Gegenstand der Diskussionen unter den Sprachforschern dienen.

Die Entwicklung der sog. epistemischen Verwendungsweisen im Deutschen ist ein interessantes und oft diskutiertes Forschungsthema. Obwohl für die Erscheinung der Epistemifizierung in den verschiedenen linguistischen Richtungen zahlreiche Termini im Umlauf sind, sind die Meinungen darüber übereinstimmend, was man darunter verstehen kann. Die epistemische Lesart bringt die Sprechereinstellung hinsichtlich des Bestehens eines Sachverhalts zum Ausdruck (Öhlschläger 1989: 28).

Die Entwicklung dieser Erscheinung wird mit der Entwicklung der Bedeutungsgeschichte der Modalverben und auch der Modalpartikeln in Zusammenhang gesetzt.

In letzter Zeit ist es in zahlreichen Untersuchungen behandelt worden. Unter anderen beschäftigt sich Gabriele Diewald (1999) in ihrer Arbeit mit der Grammatikalisierung der deutschen Modalverben und Modalpartikeln, Gerd Fritz und Thomas Gloning (1997) nehmen die Entwicklungsgeschichte der Bedeutung der deutschen Modalverben in Untersuchung. Roswitha Peilicke (1997) konzentriert sich dabei vor allem auf die Modalverben *können* und *mögen*. In ihren Fallstudien schreibt auch Anna Molnár (2002) über die Grammatikalisierung der Modalpartikeln des Deutschen.

Unter anderen rufe ich diese Fachliteratur in meiner Arbeit zu Hilfe, in der ich die epistemische Modalität aus sprachgeschichtlicher Perspektive unter die Lupe nehme. Ich versuche mit den Ergebnissen meiner Analyse zu den Forschungen nach der Entwicklung der epistemischen Modalität beizutragen, speziell in Bezug auf die Verwendung von Modalverben und Modalpartikeln als Ausdrucksmittel dieser Erscheinung. Ich habe das Vorkommen der Modalverben und der Modalpartikeln in epistemischer Bedeutung in Daniel Speers Roman, Ungarischer oder Dacianischer

Simplicissimus (1683) untersucht, gesammelt, um die bisher geleisteten Ergebnisse der Forschung zu diesem Thema bestätigen oder widerlegen zu können. Dieser Befund könnte vielleicht in den Zusammenhang der Entwicklungsgeschichte der Modalverben und Modalpartikel eingeordnet werden.

In den folgenden Abschnitten dieses Kapitels werde ich den Gegenstandsbereich meiner Arbeit genauer bestimmen. Über die deutschen Modalverben und Modalpartikeln versuche ich eine allgemeine Darstellung zu geben. Erst dann erkläre ich den Begriff „epistemische Modalität“ und nehme die Modalverben und Modalpartikeln der Reihe nach, wie sie in einer epistemischen Bedeutung vorkommen können. In dem 2. Kapitel möchte ich einen Überblick über die Forschung zu den epistemischen Verwendungsweisen der Modalverben und der Modalpartikeln des Deutschen geben. Der Beschreibung des Korpus meiner Untersuchung und die Untersuchungsmethode folgen die Darstellung und Diskussion der empirischen Untersuchungsergebnisse in dem sich anschließenden Kapitel 3. Die Frage, ob die gefundenen Daten die Forschungsergebnisse zu dieser Periode unterstützen oder widerlegen, wird im letzten Abschnitt dieses Kapitels beantwortet. Dieser Abschnitt gibt eine abschließende Zusammenfassung.

1. 2. Theoretischer Rahmen

Da im Mittelpunkt meiner Arbeit die Epistemifizierung steht, ist die Wahl bei meiner Untersuchung auf die Modalverben und auf die Modalpartikeln gefallen, weil sie zu den sprachlichen Mitteln gehören, die Modalität, also Sprechereinstellung ausdrücken können.

1. 2. 2. Die Modalverben im Deutschen

Die Kategorisierung der Modalverben im Deutschen ist mit einigen Problemen verbunden. Um zu zeigen, wie unterschiedlich die Auffassungen in diesem Bereich der deutschen Grammatik sind, werden sechs verschiedene Grammatiken betrachtet und miteinander verglichen: die Grammatiken von Gerhard Helbig und Joachim Buscha, Ulrich Engel, Elke Hentschel und Harald Weydt, Peter Eisenberg, die Duden-Grammatik und das seit Anfang 2000 online zugängliche *Grammis*, das ein im Internet

erarbeitetes Projekt des Instituts für Deutsche Sprache ist und an die am Institut für Deutsche Sprache entstandene ‚Grammatik der deutschen Sprache‘ anknüpft.

Wie schon angedeutet, gehen die Meinungen über die Abgrenzung der Modalverben des Deutschen weit auseinander. Günther Öhlschläger hat in seiner Monographie diesen Auseinandersetzungen der Forschung genauer nachgegangen. Nach seiner Ansicht gibt es nur einen festen Punkt, mit dem alle Grammatiker einverstanden sind, dass *mögen*, *dürfen*, *können*, *müssen*, *sollen* und *wollen* zu den Modalverben zweifellos zugeordnet werden können, wobei diese sechs klassischen Modalverben als Gruppe erstmals bei Bödiker auftauchen (Öhlschläger 1989: 20). Ob *möchte* - als eine Sonderform von *mögen* oder als ein eigenständiges Modalverb -, *werden*, *brauchen*, oder *lassen* zu dieser Klasse gehören, werden unterschiedlich behandelt (vgl. Eisenberg 1999: 90).

Um die Verben der Klasse der Modalverben zuordnen zu können, muss man sich zuerst für bestimmte Klassifikationskriterien entscheiden. Von einer Kategorie wie „Modalverb“ kann erst danach gesprochen werden, wenn man die Kriterien, die bestimmten Eigenschaften bestimmter Einheiten untersucht und etabliert hat, da „die Kategorien nicht naturgegeben, sondern theoretische Konstrukte sind, die dazu dienen sollen, Regularitäten in einem Gegenstandsbereich (...) erfassen, beschreiben und erklären zu können“. (Öhlschläger 1989: 6)

Öhlschläger (a. a. O. 4) zählt 12 Kriterien für die Abgrenzung der Modalverben auf. Morphologische, syntaktische und semantische Kriterien sind berufen, die Modalverben von den anderen Verben abzugrenzen.

Morphologische Kriterien sind die Folgenden:

- Modalverben sind in der 1. und 3. Person Singular Indikativ Präsens endungslos.
- Es gibt einen Stammvokalwechsel zwischen Indikativ Präsens Singular und Indikativ Präsens Plural.
- Es besteht ein Vokalunterschied zwischen dem Infinitiv und dem Indikativ Präteritum. Es handelt sich um sog. Präteritopräsentia, also um Verben, deren Präsensformen früher Präteritalformen waren.

Syntaktische Kriterien:

- Modalverben können weder einen Imperativ noch ein Passiv bilden.
- Sie stehen mit dem Infinitiv ohne *zu*.
- Das Subjekt des Modalverbs und das Subjekt des Verbs im Infinitiv sind identisch.

- Modalverben können auch mit Infinitiv Perfekt vorkommen.
- Jedes beliebige Vollverb lassen sie zu.
- Es sind bei Modalverben keine nominalen Objekte möglich.
- In der Verbindung mit einem Infinitiv wird bei den Modalverben die Infinitiv-Form statt der Partizip II-Form gebraucht (auch als „Ersatzinfinitiv“ genannt).
- In diesen Fällen steht das finite Verb in eingeleiteten Nebensätzen vor den infiniten Verbformen.
- Bei analytisch gebildeten Formen und in eingeleiteten Nebensätzen ist keine Extraposition der Infinitivkonstruktion möglich.

Semantisches Kriterium:

- Die Modalverben erfüllen spezifische semantische Funktionen.

In all den sechs Grammatiken, die ich untersucht habe, wird die spezifische Semantik der Modalverben beschrieben. Sie sind sich auch darüber einig, dass die Modalverben kein Passiv bilden können¹ und beim Gebrauch mit einem Infinitiv bei den Modalverben das Partizip II durch Infinitiv ersetzt wird (Helbig & Buscha 2001: 115 ff.; Hentschel & Weydt 1990: 67 ff.; Engel 1992: 464 ff.; Duden 1998: 92 ff.; Eisenberg 1999: 90f.; Grammis II).

Nach Eisenberg ist das wichtigste syntaktische Merkmal, dass die Modalverben mit einem Infinitiv ohne die Partikel *zu* verbunden werden. Außerdem bilden sie keinen Imperativ und das Präsens bilden sie so, wie andere Verben das Präteritum (vgl. Eisenberg 1999: 90f.).

Bis in der Grammatik von Helbig und Buscha (2001: 114) und im Grammis (II) über die 3 morphologischen Eigenschaften der Modalverben detailliert geschrieben werden, beschäftigt sich die Duden-Grammatik damit überhaupt nicht. Engel (1992: 464) vertritt die Auffassung, dass die Modalverben mit der Ausnahme von *brauchen* in der 3. Person Singular Präsens kein *t* als Endung haben.

Nach der Auffassung von Engel (1992: 464) und des Grammis (II) weicht *brauchen*² auch von der Regel ab, dass Modalverben sich mit dem reinen Infinitiv eines anderen Verbs verbinden. Sie wird mit *zu* gebildet.

Die Duden-Grammatik (1998: 93), Hentschel und Weydt (1990: 68), Engel (1992: 464) und das Grammis (II) halten es auch für wichtig bei den Modalverben zu erwähnen,

¹ Im Grammis finden sich darauf keine Hinweise.

² Im Grammis bilden auch *haben*, *sein*, die zur Peripherie der Modalverben gezählt sind, und *pflügen*, *scheinen*, *drohen*, als Halbmodale eine Ausnahme (II).

dass sie keinen Imperativ haben. Die letztgenannten drei Grammatiken schreiben auch darüber, dass sie auch mit dem Infinitiv Perfekt stehen können und jedes beliebige Vollverb als Infinitivverb zulassen (Hentschel & Weydt 1990: 67 ff.; Engel 1992: 464). Nur Engel (1992: 464) erwähnt die Subjektidentität zwischen dem Modalverb und dem Infinitivverb als eine Besonderheit der Modalverben.

Wie es schon erläutert wurde, sind die Meinungen darüber in dem überwiegenden Teil der Grammatiken übereinstimmend, dass die Modalverben kein Passiv bilden können. In der Frage der Ausnahme sind sie aber nicht einverstanden. Bei Hentschel und Weydt (1990: 69) bildet *mögen* in der Bedeutung ‚gern haben‘ eine Ausnahme, Helbig und Buscha (2001: 116) sind aber der Ansicht, dass in Verbindung mit einem Vollverb im Infinitiv I oder II die Modalverben auch passiv verwendet werden können.

Als ein weiteres Kriterium wird von Helbig und Buscha (ebd.) angedeutet, dass die Modalverben auch ohne Vollverb gebraucht werden können.

Wie es in dieser Darstellung zu sehen ist, arbeiten die hier vorgestellten Grammatiken alle mit unterschiedlichen Kriterien, um die deutschen Modalverben zu kategorisieren und kommen deshalb auch zu unterschiedlichen Ergebnissen, was die Anzahl der Modalverben betrifft.

Aufgrund der Kriterien ordnen Helbig und Buscha (2001: 114), Hentschel und Weydt (1990: 66) und die Duden-Grammatik (1998: 92) die sechs klassischen Modalverben - *mögen, dürfen, können, müssen, sollen* und *wollen* - zu der Kategorie „Modalverb“ zu. Eine abweichende Abgrenzung zeigt sich bei Engel (1992: 463) und im Grammis (II). Engel zählt auch noch *brauchen* und *werden* zu den Modalverben. Diese zwei Verben kommen auch bei Hentschel und Weydt (1990: 70) vor, werden aber ‚modifizierende Verben‘ genannt. Das Grammis rechnet mit *müssen, sollen, dürfen, mögen/möchte, wollen* und *können* bei der Kategorie der Modalverben, zur Peripherie der Modalverben gehören (*nicht*) *brauchen, haben, sein*, und als Halbmodale werden *pflügen, scheinen* und *drohen* erwähnt (II).

Aufgrund der aufgezählten Kriterien und der Darstellung der Grammatiken können wir behaupten, dass sich die sechs Modalverben *mögen, dürfen, können, müssen, sollen* und *wollen* in den meisten Fällen ähnlich verhalten.

In meiner Arbeit stimme ich mit der traditionellen Praxis und mit dem Ausgangspunkt von Öhlschläger überein und beschäftige mich mit diesen klassischen Modalverben sowie *möchte*.

1. 2. 2. Modalpartikeln als Wortart

„Modalpartikeln sind unveränderliche Wörter, die im Vorfeld des Konstativsatzes stehen können (also „erststellenfähig“ oder „vorfeldfähig“ sind) und als Antwort auf Ja-/Nein-Fragen dienen können“, schreibt Engel (1992: 762).

„Abtönungspartikeln (...) werden gelegentlich auch Modalpartikeln genannt (...), sind nicht vorfeldfähig (...), nicht erfragbar, können nicht die Antwort auf eine Entscheidungsfrage und keinen eigenen selbstständigen Satz bilden“ steht bei Hentschel und Weydt (1990: 280 ff.).

Von diesen Zitaten wird es sofort deutlich, dass die unterschiedlichen Grammatiken auch im Bereich der Modalpartikeln anders konzipieren.

Der Gegensatz zwischen den zwei obigen Behauptungen ergibt sich daraus, dass Engel unter Modalpartikeln und Abtönungspartikeln zwei verschiedene Wortarten versteht. In den meisten Grammatiken sind aber diese Bezeichnungen identisch (Helbig & Buscha 2001: 421; Hentschel & Weydt 1990: 280; Helbig 1988: 28; Grammis I2).

Es ist nicht der einzige Punkt, über den die unterschiedlichsten Auffassungen in den Grammatiken nebeneinander existieren, was die Modalpartikeln und die Partikeln im weiteren Sinne betrifft. Allein unter dem Oberbegriff Partikeln werden in den verschiedenen Grammatiken unterschiedliche Wortarten zusammengefasst.

Nach dem Grammis (I2) gibt es drei Ansätze: nach dem weitesten Begriff gehören alle unflektierbaren Einheiten (auch Präpositionen, Konjunktionen und Adverben) zu der Kategorie der Partikeln, ein engerer Begriff betrachtet Präpositionen, Konjunktionen und Adverben nicht als Partikeln, im engsten Sinne deckt die Kategorie der Partikeln nur die Klasse der Abtönungspartikeln und Fokuspartikeln ab. Das Grammis (I2) arbeitet mit 4 Subklassen der Partikeln: Intensitätspartikel, Fokuspartikel und Negationspartikel, Abtönungspartikel (oder Modalpartikeln), Konnektivpartikel.

Hentschel und Weydt haben die Bemerkung gemacht, dass das Kriterium „Unflektierbarkeit“ nicht ausreicht, die Partikeln zu definieren, da es in anderen Sprachen Wortklassen - wie z. B. Adjektive im Englischen - überhaupt nicht flektiert werden, sie sind aber Adjektive und nicht Partikeln (vgl. Hentschel & Weydt 1990: 246

f.). Nach ihrer Definition sind Partikeln „(...) Wörter ohne kate-gorematische und ohne kategorielle Bedeutung (...)“ (ebd.). Auch bei ihnen werden Modalpartikeln neben acht Arten von Partikeln als Subklasse der Partikeln bezeichnet.

Die Abgrenzung der Wortart „Modalpartikeln“ stößt auch auf einige Probleme. Hentschel und Weydt (1990: 282) sehen die größte Schwierigkeit darin, dass die Zahl der definitorischen Eigenschaften immer größer wird, wobei der Umfang der betreffenden Klasse eingeschränkt wird, und umgekehrt.

Gerhard Helbig (1988: 32 ff.) hat die Merkmale für die Modalpartikeln zusammengestellt. Dabei stützt er sich vorwiegend auf die Charakteristik von Harald Weydt (1969: 68).

Ich möchte sie nicht vollständig aufzählen, nur einige davon hervorheben, wonach Modalpartikeln:

- unflektierbar sind,
- die Einstellung des Sprechers zur Proposition ausdrücken,
- nicht eine Antwort in gleicher Bedeutung auf eine Frage bilden können,
- nicht erststellenfähig sind,
- sich auf den ganzen Satz beziehen,
- immer unbetont sind,
- syntaktisch immer fakultativ sind,
- im Satz nach dem finiten Verb stehen,
- nicht negierbar sind,
- keine selbstständige lexikalische Bedeutung haben, deshalb auch semantisch weglassbar sind,
- nicht satzgliedwertig sind und auch nicht als Satzäquivalente auftreten können,
- zum Prädikat gehören..

Aus diesem Bündel der Eigenschaften der Modalpartikeln müssen diejenigen Merkmale hervorgehoben werden, die ausschließlich die Modalpartikeln in der gesamten Klasse der Partikeln charakterisieren (vgl. Helbig 1988: 34 ff.). Danach werden 5 Merkmale der Subklasse der Modalpartikeln zugesprochen.

- 1) Sie beziehen sich auf das Prädikat und damit auf den ganzen Satz.
- 2) Sie drücken die Einstellung des Sprechers zur Proposition aus.
- 3) Die meisten Modalpartikeln sind auf bestimmte Satzarten festgelegt.
- 4) In der Regel sind sie nicht negierbar.

- 5) Alle Modalpartikeln stehen hinter dem finiten Verb, die zentrale Gruppe der Modalpartikeln ist aber nicht erststellenfähig und hat Homonyme in anderen Wortklassen.

Nach dem letztgenannten Merkmal gibt es zwei Gruppen der Modalpartikeln:

- „Modalpartikeln im engeren Sinne“ (z. B.: aber, auch, bloß, denn, doch, eben, etwa, ja, nur, schon)
- „Modalpartikeln im weiteren Sinne“ (z. B.: allerdings, immerhin, eigentlich, jedenfalls, überhaupt)

Die „Modalpartikeln im weiteren Sinne“ sind erststellenfähig und haben keine Homonyme in anderen Wortklassen (Helbig & Buscha 2001: 421). Diese Gruppen werden bei Engel (1992: 762) als zwei verschiedenen Subklassen der Partikeln betrachtet. Die „Modalpartikeln im engeren Sinne“ bilden bei ihm die Gruppe der Abtönungspartikeln, die „Modalpartikeln im weiteren Sinne“ bezeichnet er als Modalpartikeln.

In dieser Arbeit wird der Standpunkt von Helbig und Buscha vertreten und die Gruppe „Modalpartikeln im engeren Sinne“ untersucht.

1. 2. 3. Deutsche Modalverben und Modalpartikeln zum Ausdruck der epistemischen Modalität

Wie es schon in 1. 1. angesprochen, befasst sich die vorliegende Untersuchung mit der epistemischen Modalität aus historischem Aspekt mittels der Modalverben und der Modalpartikeln. Deshalb ist es unerlässlich, den Terminus „epistemische Modalität“ klar zu stellen und erst danach nachzuforschen, wie es bei diesen Wortarten verwendet wird.

1. 2. 3. 1. Erklärung des Terminus „epistemische Modalität“

Als Oberbegriff der „epistemischen Modalität“ gilt der Begriff „Modalität“. In der Linguistik gibt es viele Versuche, den Begriff „Modalität“ zu definieren und die Arten der Modalität herauszuarbeiten (Dietrich, Hentschel & Weydt, Helbig, Öhlschläger usw.)

Im Allgemeinen wird Modalität als eine „semantisch-pragmatische Kategorie, welche sich auf die Art und Weise der Stellungnahme des Sprechers zur Geltung des in einer Äußerung denotierten Sachverhaltes bezieht“ begriffen. (Metzler Lexikon Sprache 2000: 446)

Bei der Einteilung der Modalitätsarten stößt man in der wissenschaftlichen Literatur oft auf zahlreiche Begriffspaare, wie ‚objektiv‘ vs. ‚subjektiv‘, ‚logisch-grammatisch‘ vs. ‚kommunikativ-grammatisch‘, ‚deontisch‘ vs. ‚epistemisch‘, ‚nicht interferell‘ vs. ‚interferell‘, ‚subjektbezogen‘ vs. ‚sprecherbezogen‘, oder ‚nicht-epistemisch‘ vs. ‚epistemisch‘ (vgl. Öhlschläger 1989: 28).

Diese Arten von Modalität drücken einerseits das Verhältnis zwischen dem Subjekt des Satzes und der Handlung aus, in diesem Fall spricht man von ‚nicht-epistemischer Modalität‘, andererseits eine gewisse Haltung des Sprechers zu dem bezeichneten Vorgang. Das ist die ‚epistemische Modalität‘, wobei eine gewisse Distanz zwischen dem Sprecher und der Aussage entsteht. Diese Modalität wird auch von Öhlschläger (1989: 132) ‚epistemische Modalität‘ genannt.

Die deutsche Sprache verfügt über eine breite Palette sprachlicher Mittel, die epistemische Modalität zum Ausdruck bringen, d. h. den Sicherheitsgrad des Sprechers in der Wahrheit der Proposition markieren.

Zum Modalfeld werden neben den Modi des Verbs verschiedene andere sprachliche Mittel gerechnet: Modalverben, Modalwörter, Modalpartikeln, Futur I und II, Infinitivkonstruktionen mit haben/sein und dominierende (einleitende) Verben der indirekten Rede. Meiner Aufmerksamkeit gilt dabei – wie schon angedeutet – der Modalverben und der Modalpartikeln.

1. 2. 3. 2. Modalverben mit epistemischer Bedeutung

Recht gut erforscht ist das System der Verbmodi im Deutschen, in den letzten Jahrzehnten finden auch die Modalpartikeln immer mehr Beachtung (s. Weydt, Helbig). Die größte Aufmerksamkeit gilt jedoch den Modalverben (s. Reis, Diewald, Öhlschläger). Das besondere Interesse an den Modalverben ist laut Reis (vgl. 2001: 288) darauf zurückzuführen, dass sie die einzigen modalen Ausdrucksmittel sind, die polyfunktional sind, d.h. jedes Modalverb kann je nach Kontext sowohl eine epistemische, als auch eine nicht-epistemische Bedeutung besitzen.

Die Duden-Grammatik (1998: 93) spricht von einer Hauptbedeutung und von einer weiteren typischen Verwendungsweise der einzelnen Modalverben. So ist die Hauptbedeutung von *können* Möglichkeit, Nebenbedeutungen sind Erlaubnis und Vermutung/Annahme; *dürfen* hat die Hauptbedeutung der Erlaubnis und die Nebenbedeutungen der Berechtigung, der Vermutung/Annahme und der Notwendigkeit. Die Hauptbedeutung von *müssen* ist Notwendigkeit, seine Nebenbedeutungen sind Aufforderung und Vermutung/Annahme. Als Hauptbedeutung von *sollen* wird Aufforderung betrachtet, weitere Verwendungsweisen dieses Modalverbs scheinen die Aussage eines anderen, Ratschlag/Empfehlung, Zukunft in der Vergangenheit, Vermutung/Zweifel und Bedingung zu sein. Wille/Absicht ist die Hauptbedeutung von *wollen*, sie kann noch in der Bedeutung einer Behauptung, Notwendigkeit oder Zukunft verwendet werden. Zum Schluss verfügt *mögen* über eine Hauptbedeutung des Wunsches und über die Nebenbedeutungen der Einräumung, der Vermutung/Unsicherheit und der Lust etwas zu tun (vgl. Duden 1998: 93-105).

Nach der Definition von Reis scheint diese Einstufung der epistemischen Bedeutungen der Modalverben als Nebenbedeutungen unberechtigt zu sein, weil jedes Modalverb je nach dem Kontext die eine oder die andere Modalität aufweisen kann.

Laut Helbig und Buscha (2001: 117) wird mit der epistemischen Modalität die Art bezeichnet, „(...) in welcher sich der Sprecher zu der mit Subjekt und Infinitiv ausgedrückten Aussage verhält, vor allem wie seine Einschätzung der Realität dieser Aussage ist“. Die epistemische Modalität bedeutet also Äußerung verschiedener Sicherheitsgrade in Bezug auf das mitgeteilte Geschehen.

Der Unterschied zwischen objektiver und subjektiver³ Modalität wird folgendermaßen dargestellt (ebd.):



³ 'Objektiv' heißt bei ihnen 'nicht-epistemisch', 'subjektiv' heißt 'epistemisch'.

Ohne Kenntnisse über die gegebene Situation kann man in vielen Fällen nicht entscheiden, welche Lesart des gegebenen Modalverbs konkret zutrifft. Einige Modalverben verfügen in der Tat über zwei verschiedene Interpretationsmöglichkeiten, das sind die Verben *können, müssen, mögen, sollen, wollen*.

Bei dem Gebrauch der Modalverben mit epistemischer Bedeutung gibt es in morphosyntaktischer Hinsicht Beschränkungen von temporaler und modaler Art. Mit epistemischer Bedeutung kommen Modalverben nur im Präsens und im Präteritum vor, die Modalverben *mögen, sollen, wollen* können nur im Indikativ, das Modalverb *dürfen* aber nur im Konjunktiv Präteritum stehen (Helbig & Buscha 2001: 121).

Eine weitere Besonderheit der Modalverben, die weit häufiger in epistemischer Bedeutung erscheint, wurde auch im Abschnitt 1. 2. 1. beschrieben, wonach Modalverben auch mit dem Infinitiv Perfekt stehen können (z. B. ‚Er will mich besuchen.‘ – in nicht-epistemischer Modalität und ‚Er will mich besucht haben.‘ – in epistemischer Modalität). Dieses Verhalten der Modalverben ist ein Anhaltspunkt zur Unterscheidung zwischen der epistemischen und nicht-epistemischen Modalverben: das ergab auch Diewalds Studie (Diewald 1999: 380ff.).

Helbig und Buscha (2001: 121f.) unterscheiden zwei Gruppen der Modalverben mit subjektiver Modalität:

- Modalverben mit Vermutungsbedeutung (*müssen, dürfen, mögen, können*)
- Modalverben mit der Bedeutung einer fremden Behauptung (*wollen, sollen*)

Mit der erstgenannten Gruppe der Modalverben können unterschiedliche Sicherheitsgrade ausgedrückt werden, von fester Überzeugung bis hin zur vagen Vermutung. Dementsprechend ist die Graduierung bei ihnen die folgende (ebd.):

- *müssen* – drückt Gewissheit, feste Überzeugung aus.
- *dürfen* – bezeichnet, dass etwas wahrscheinlich ist.
- *mögen* – bringt einräumende Vermutung zum Ausdruck.
- *können* – formuliert Ungewissheit, kann mit dem Modalwort *vielleicht* paraphrasiert werden.

Bei der anderen Gruppe der Modalverben mit epistemischer Modalität sehen Helbig und Buscha den Unterschied zwischen den zwei Modalverben darin, dass bei *wollen* das syntaktische Subjekt nur die 2. oder 3. Person sein kann, das etwas über sich selbst, bei

sollen aber etwas über das syntaktische Subjekt von „einer im aktuellen Satz nicht genannten Personengruppe („man“)" behauptet wird (a. a. O. 122.).

1. 2. 3. 3. Modalpartikeln als modifizierende Elemente der Sprechereinstellung

Neben Modalverben werden auch Modalpartikeln als modifizierende Elemente der Sprechereinstellung aufgeführt, dabei vor allem das Kriterium berücksichtigt wird, dass sie etwas über die Einstellung des Sprechers zur Proposition aussagen. Sie sind also Einstellungsausdrücke, mit denen Hilfe der Sprecher seine Anteilnahme am Inhalt seiner Äußerung, seine Bewertung, Erwartungen und Einschätzung des Inhalts in Bezug auf den Wahrheitsgehalt formuliert (vgl. Helbig 1988: 56 f.). Helbig (ebd.) schließt darauf⁴, dass einige Modalpartikeln nicht nur Einstellungsausdrücke sind, sondern sie über Einstellungen rangieren und einstellungsregulierende Ausdrucksmittel sind.

Sie sind auch situations-definierend, weil sie „Hinweise auf die Wahrnehmung und Beurteilung der konkreten und aktuellen Sprechsituation [enthalten], besonders auch auf Eigenschaften, die durch die vorangegangene Interaktion entstanden sind“ (ebd.)

In der Sprechakttheorie wurden die Modalpartikeln als illokutive Indikatoren entdeckt, die die Äußerung eindeutiger machen können:

- (1) *Du kannst **mal** das Fenster schließen.*
- (2) *Du kannst **ja** das Fenster schließen.*
- (3) *Du kannst **doch** das Fenster schließen.*

(Die Sätze sind aus Helbig 1988: 58 übernommen.)

Der Satz (1) drückt eine Aufforderung, der Satz (2) einen Ratschlag, der Satz (3) aber eine Zustimmung zu einem Wunsch des Sprechpartners aus. Diese Auffassung wurde aber später konkretisiert: Abtönungspartikeln die Sprechhandlung nicht nur indizieren, sondern auch modifizieren (a. a. O. 59). Es ist auf Grund der folgenden Sätze leicht zu bemerken, dass die Modalpartikeln je nach Kontext, und die Äußerungen bei gleicher Modalpartikel verschiedene Funktionen haben können:

- (4) *Sie hat **ja** verloren.*
- (5) *Komm **ja** pünktlich!*

(Die Sätze sind aus Helbig & Buscha 2001: 421 übernommen.)

Satz (4) ist eine Aussage, Satz (5) kann eine Aufforderung oder eine Drohung sein.

⁴ Helbig stützt sich bei seinen Bemerkungen auf die Feststellungen von Weydt, Doherty und Wolski.

Auf diese sprechhandlungsmodifizierende Funktion der Modalpartikeln kann man aus der Tatsache schließen, dass die meisten Modalpartikeln auf bestimmte Satzarten festgelegt und über diese an bestimmte Sprechhandlungen (z. B. *etwa* oder *denn* an Fragehandlungen) verbunden werden können (vgl. Helbig & Buscha 2001: 428).

Neben dieser illokutiven Funktion haben sie eine konversationssteuernde Funktion, indem sie die Weiterentwicklung der Kommunikation beeinflussen, außerdem zeigen sie an, ob sich der Gesprächspartner am Anfang, in der Mitte oder am Ende des Gesprächs befindet (vgl. Helbig 1988: 60).

Helbig fasst noch zwei Funktionen der Modalpartikeln zusammen: eine interaktionsstrategische und eine konnektierende (vgl. Helbig 1988: 61 ff.). Die interaktionsstrategische Funktion bedeutet, dass die Modalpartikeln Bewertungen, Erwartungen des Sprechers im Hinblick auf die Reaktionen bzw. auf die Antwort des Gesprächspartners ausdrücken.

Die Modalpartikeln verfügen noch über eine konnektierende bzw. textverknüpfende Funktion, wodurch sie den Inhalt des Satzes mit einem Inhalt verbindet, der entweder vorher geäußert wurde oder sich aus dem Vorwissen ergibt oder nur gedacht wird (ebd.).

In Kenntnis der wichtigsten Kriterien und Funktionen der Modalpartikeln müssen wir noch bemerken, dass Modalpartikeln vor allem in der gesprochenen Sprache gebraucht werden, dadurch in der Schriftsprache, vorwiegend in dialogischen Texten vorkommen können.

2. HISTORISCHE SEMANTIK DER MODALVERBEN UND DER MODALPARTIKELN. FORSCHUNGSÜBERBLICK

Den historischen Gründen der Entwicklung der epistemischen Bedeutung haben wir bisher keine Beachtung geschenkt. An dieser Stelle erscheint es aber als wünschenswert, den Zeitpunkt und die Umstände der Herausbildung der epistemischen Modalität im Bereich der beiden Wortarten genauer zu bestimmen, um es zu wissen, in welcher Form sie in dem Korpus vorkommen können. Dabei stütze ich vorwiegend auf die Untersuchungen von Gabriele Diewald und Gerd Fritz.

2. 1. Herausbildung der epistemischen Bedeutung bei den Modalverben

Die semantische Entwicklungsgeschichte der Modalverben wird seit langer Zeit erforscht. Schon in älteren Wörterbüchern und Grammatiken lassen sich Hinweise darauf finden. Unter den ersten signifikanten Beobachtungen sind die Beschreibungen zur Bedeutungsgeschichte der Modalverben von Jacob Grimm aus dem Jahre 1837 registriert (Fritz 1997: 112). Die Zahl der Analysen vergrößerte sich im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts.

Die Vorgänger der heutigen Modalverben lassen sich schon in frühesten Dokumenten der deutschen Sprache finden, wenn auch meistens in einer anderen Form: *muozan* (*müssen*), *mugan* (*mögen*), *kunnan* (*können*), *durfan* (*dürfen*), *sculan* (*sollen*) oder *wellen* (*wollen*) (Fritz 1997: 9ff.).

Ihre Herausbildung reicht auf die althochdeutsche Periode zurück. Auf diesem langen Weg der Sprachgeschichte haben sie eine sehr wechselhafte Entwicklung durchgemacht, aber oft sind noch die alten Bedeutungen im heutigen Sprachgebrauch zu erkennen. So hat z. B. *müssen* eine Zeitlang das heutige *dürfen* bedeutet, während *dürfen* dem Ausdruck einer Notwendigkeit gedient, *können* in vielen Fällen *mögen* ersetzt oder sind Präteritalformen in Präsensbedeutung aufgetreten (Fritz 1997: 2).

Fritz (1997: 12) erwähnt zusammenfassend drei größere Systementwicklungen:

Zu der einen zählt er die komplexen Verwendungssysteme im Althochdeutschen von körperlichen und geistigen Fähigkeit, die Möglichkeit aufgrund persönlicher

Fähigkeiten und die Möglichkeit aufgrund äußerer Umstände, eine Sonderform für ‚nicht können‘, nämlich *nedurfen*.

Zur anderen Entwicklung des Modalverbssystems gehören verschiedene Ausdrücke - vor allem *sculan/soln* und *wellen* – des Zukunftsbezuges.

Die dritte Systementwicklung, die bei Fritz zu lesen ist, ist die Entwicklung des Systems der epistemischen Verwendungsweisen im 16. Jahrhundert.

Seit den 1980er Jahren entstanden neuere Auseinandersetzungen mit diesem Thema, Diskussionen um die sog. Grammatikalisierung und damit verbunden auch um die Frage der epistemischen Verwendungsweisen.

Unter Grammatikalisierung versteht man den Wandel von lexikalischem Zeichen zu grammatischem (Molnár 2002: 11). Aus diesem Aspekt untersucht Diewald die Herausbildung der Bedeutungen der Modalverben in ihrer Arbeit „Die Modalverben im Deutschen: Grammatikalisierung und Polyfunktionalität“.

Laut Diewald (1999: 361ff.) vollzog sich die Grammatikalisierung der Modalverben durch einen semantischen und einen syntaktisch-morphologischen (formalen) Wandel. Diese beide Teilprozesse der Grammatikalisierung laufen in drei Phasen ab. In der ersten Phase sollen die Vorbedingungen der Grammatikalisierung gegeben sein, das bedeutet auf semantischer Ebene die Entstehung der neuen Bedeutung, die durch konversationelle Implikaturen ausgelöst wird und zu einer Zweideutigkeit an der Lesart zwischen alter und neuer Bedeutung führt. Auf formaler Ebene bedeutet diese Phase Veränderungen, die neue strukturelle Möglichkeiten bieten.

In der zweiten Phase löst sich die Grammatikalisierung in einem sog. kritischen Kontext aus, also hier kommen die alte und die neue Bedeutung als Alternativen vor. Es entscheidet sich, ob und in welcher Weise das grammatikalisierungsfähige Potential von der ersten Phase in den Grammatikalisierungsprozess eintritt.

Die dritte Phase ist nach Diewald die Reorganisations- und Differenzierungsphase, in der ein neues grammatisches Paradigma neustrukturiert und gebildet wird. Die neue Bedeutung wird isoliert, wodurch die alte unwahrscheinlich und die neue Bedeutung als eigenständige Bedeutung erkannt wird.

Diese drei Phasen der Grammatikalisierung der Modalverben sehen - in groben Zügen dargestellt - folgendermaßen aus (a. a. O. 384):

Generische Subjekte und stative Infinitive repräsentieren die semantische Vorbedingung, die Passivkonstruktionen die formale. Der kritische Kontext (Modalverb

+ Dentalsuffix + (nominales Objekt) + haben/hân/sîn + Partizip II) tritt im Mittelhochdeutschen auf und löst konversationelle Implikaturen aus. Es entstehen mehrere Lesarten, unter welchen auch die epistemische zu finden ist. In der dritten Phase entstehen die isolierenden Kontexte: Modalverbperiphrase mit Infinitiv I (hat loben können) und finites Modalverb mit Infinitiv II (kann gelobt haben). Es kommt zur Spaltung beider Systemen, die epistemische Bedeutung ist also isoliert und als eigenständige Bedeutung etabliert.

Es ist also festzustellen, dass die nicht-epistemische Verwendungsweise der Modalverben älter als die epistemische ist. Die epistemische Verwendungsweise hat sich diachron aus der nicht-epistemischen entwickelt, so dass an dieser Stelle über die Grammatikalisierung der Modalverben gesprochen werden kann. Nach diesem Konzept unterscheidet sich die nicht-epistemische von der epistemischen Lesart durch ihren Grammatikalisierungsgrad, wobei die epistemische Verwendungsweise die stärker grammatikalisierte ist:

„Bei den beiden zentralen Gebrauchsweisen handelt es sich also um zwei distinkte Subsysteme mit unterschiedlichem Grammatikalisierungsgrad und unterschiedlicher Funktion, deren lexematische Einheit (also die Tatsache, dass je ein Modalverblexem beide Funktionen realisiert) durch die Existenz einer gemeinsamen abstrakten Bedeutungsschablone begründet ist.“ (Diewald 1999: 5)

Ob sich im Althochdeutschen tatsächlich schon eine epistemische Interpretation herausgebildet hat, ist in der Forschung umstritten. Diewald (1999: 385) und Fritz (1997: 94f., 102) nehmen mit *mugan* (oder auch *magan*) die Existenz eines althochdeutschen epistemischen Modalverbs an. *Magan* wurde in dieser Zeit oft in der Bedeutung des heutigen *können* verwendet (Fritz 1997: 94f.; Diewald 1999: 380). Es drückte also eine Fähigkeit oder eine Möglichkeit aus. Es ist aber fragwürdig, inwieweit man die epistemische Bedeutung von einer reinen Möglichkeitslesart unterscheiden kann, im Falle von Modalverben, die in ihrer nicht-epistemischen Bedeutung Möglichkeit ausdrücken. Laut Fritz (1997: 95f.) kann der Zusammenhang zwischen den beiden Verwendungsweisen so erklärt werden, dass eine Behauptung über die Möglichkeit eines bestimmten Sachverhalts mit einem relativ schwachen Gewissheitsgrad mit der Annahme des Sprechers gleichzusetzen ist, dass der Betreffende der Fall ist. Althochdeutsches *mugan* ist aber weder ein systematisches

noch ein grammatikalisierendes Ausdrucksmittel zur Faktizitätsbewertung, seit Beginn des 16. Jahrhunderts ist aber *mügen* als epistemischer Faktizitätsmarker grammatikalisiert (Diewald 1999: 388, 390).

Ähnlich ist der Fall bei althochdeutschem *kunnan*, die noch nicht epistemisch interpretiert werden kann, auch nicht aufgrund der eben beschriebenen Hypothese, weil im Althochdeutschen dieses Modalverb der Fähigkeitslesart diene. Die ersten wesentlichen Belege der epistemischen Bedeutung stammen aus dem 16. Jahrhundert, einige hat man aber auch für das 15. Jahrhundert gefunden (Fritz 1997: 96f., Diewald 1999: 417f.).

Dieser Hypothese folgend ist die Möglichkeitslesart von *dürfen*, die seit dem 15. Jahrhundert belegt ist, die Voraussetzung für die Entstehung der epistemischen Verwendungsweise (ebd.).

Fritz (1997: 98f.) sieht den Ansatz zur Entwicklung der epistemischen Lesart von *müssen* „in der Möglichkeit einer Implikatur (...) bei der Behauptung einer (...) Notwendigkeit“. Er begründet seine Auffassung folgendermaßen:

„Wenn jemand behauptet, eine bestimmte Bedingung sei notwendig für einen faktisch gegebenen Sachverhalt, indem er äußert ...*muß*..., dann kann er damit gleichzeitig signalisieren, dass es sehr gute Gründe (z. B. Indizien) für die Annahme gibt, dass diese Bedingung erfüllt ist bzw. war“ (ebd.). Wenn also im Kontext erkennbar ist, dass dieser Hinweis auf die Gründe für die Annahme in der Äußerung gegeben ist, so wird das Modalverb epistemisch verwendet (ebd.).

Das setzt die Etablierung der Verwendung von *muoz* zum Ausdruck einer Notwendigkeit voraus, die aber im Mittelhochdeutschen noch kaum belegt ist (ebd.). Nach gegenwärtigem Stand der Kenntnis wird die Möglichkeit einer epistemischen Lesart von *müssen* erst um 1500 gesetzt.

Schon ab 1200 liegen für *sollen* einige Belege für eine epistemische Gebrauchsweise vor und ist auch ein quotativer Gebrauch, also eine Verwendungsweise des Berichts aus zweiter Hand seit dem 14. Jahrhundert gebräuchlich (Fritz 1997: 11).

Laut Fritz (1997: 11) ist für *wollen* vom Althochdeutschen bis heute neben der Verwendungsweise der Willens- bzw. Wunschaüßerung ein Bündel marginalen Verwendungsweisen charakteristisch: es kündigt zukünftige Handlungen an, kennzeichnet die ingressive Aktionsart oder wird im Sinne von *behaupten* verwendet. Im Mittelhochdeutschen und im Frühneuhochdeutschen kann die epistemische Verwendungsweise nachgewiesen werden (ebd.). Seit dem 16. Jahrhundert wird der quotative Gebrauch dieses Modalverbs in das System der epistemischen Faktizitätsmarker integriert – stellt sich von Diewalds Beobachtungen heraus (Diewald 1999: 428).

Ein weiterer wichtiger Punkt bei der Herausbildung der epistemischen Gebrauchsweise der Modalverben ist die Entwicklung der Verwendung von Konjunktiv-II-Formen mit Gegenwartsbezug. Mit der Konjunktivform der Modalverben (z. B. *dürfte*, *möchte*, *sollte*) wurde einen geringeren Grad der Gewissheit signalisiert (Fritz 1997: 100f.). *Möchte*, die Konjunktiv-II-Form von *mögen*, erweist auch diese Eigenschaft, war im 16. Jahrhundert sehr oft gebraucht und kann mit unserem heutigen *könnte* verglichen werden (ebd.). Ähnliches Verhältnis herrscht zwischen *darf* und *dörfte*. Letztgenannte wurde in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ein häufiger belegtes Ausdrucksmittel der epistemischen Modalität als *darf* (a. a. O. 103).

Zusammenfassend können wir die Gruppe derjenigen Modalverben, bei denen seit dem Althochdeutschen eine epistemische Verwendungsweise nachweisbar ist bzw. war, folgendermaßen bestimmen: *mag*, *möchte*, *kann*, *könnte*, *darf*, *dürfte*, *muß*, *müßte*, *soll*, *sollte*, und *will*.

Diewald (1999: 430) fasst die semantische Entwicklung der Modalverben so zusammen, dass „[die] weitere Differenzierung und die Festlegung auf die spezifischen nhd. Faktizitätswerte, die ebenfalls zu Phase III zählen, (...) einzelverbspezifisch [verläuft], insofern als jedes der sechs Verben einen von den anderen unterscheidbaren Faktizitätswert erwirbt und daher eine von den anderen abweichende Entwicklung nimmt.“ Bei *mögen*, *müssen*, *können* und *wollen* tritt also die Phase III in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, bei *sollen* im Laufe des 16. Jahrhunderts und bei *dürfen* im 17. Jahrhundert.

Nach diesen Ergebnissen können die folgenden Modalverben in epistemischer Interpretation in unserem Korpus aus dem Jahre 1683 vorkommen: *mögen, können, müssen, dürfen* und ihre Konjunktivformen wie *möchte, könnte, müsste* und *dürfte*. *Sollen* und *wollen* können dabei in quotativer Bedeutung gebraucht werden.

2. 2. Zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Modalpartikeln

Viele Grammatiken der deutschen Sprache befassen sich mit der Abgrenzung und Kategorisierung der Modalpartikeln, aber nur wenige forschen der Herausbildung dieser Wortart nach. Anna Molnár (2002) hat sich mit der Grammatikalisierung der Modalpartikeln des Deutschen in ihren Fallstudien auseinandergesetzt, in denen sie auf Abrahams Bestimmungen gestützt die Entstehung der deutschen Modalpartikeln mit dem Homonymenproblem in Zusammenhang setzt.

Deutsche Modalpartikeln werden in Verbindung mit Grammatikalisierung gebracht, weil eine Vermutung besteht, dass sie einen semantischen Wandel durchgemacht haben. Es wird angenommen, dass die Modalpartikeln von ihren Homonymen, also von ihren Gegenstücken mit wörtlicher Bedeutung in anderen Wortarten abgeleitet wurden, wobei sie selbst keine wörtliche Bedeutung aufweisen: vgl. *schon* als Modalpartikel oder Temporaladverb, *eben* als Modalpartikel oder Adjektiv usw. Wenn dies wirklich der Fall ist, soll nach der grammatischen Funktion von Modalpartikeln gesucht werden. Meistens wird diese Funktion darin gesehen, dass Modalpartikeln Einstellungsausdrücke sind, pragmatische Größen darstellen, die erst später etabliert wurden, als ihre homonymen Lexeme. Es folgt daraus logisch, dass die Wortart Modalpartikeln eine sekundäre Erscheinung und Ergebnis eines langen Grammatikalisierungsprozesses ist (vgl. Molnár 2002: 15f., 27ff.).

Wie es an der semantischen Entwicklung der Modalverben zu sehen ist, erscheint die Epistemifizierung hauptsächlich im 16. Jahrhundert. Gründe dafür sieht Ágel (1999: 200ff., zit. n.: Molnár 2002: 23) in der Kulturgeschichte. In dieser Zeit wurde nämlich die orale Kultur durch die schriftliche abgelöst und dadurch das reflexive Denken und die persönliche Identität ausgebildet, die zu einem intensiven Epistemifizierungsprozess im 16/17. und im früheren 18. Jahrhundert geführt hat.

Nach den Forschungen von A. Burkhardt (1994: 140, zit. n.: Molnár 2002: 23) wurden die meisten Modalpartikeln außer *denn, doch, da*, und *halt*, die im Althochdeutschen

und im Mittelhochdeutschen entstanden sind, seit dem 16. Jahrhundert als modifizierende Elemente der Sprechereinstellung verwendet.

In der nachfolgenden Analyse des Romans aus dem Jahre 1683 können also mit großer Wahrscheinlichkeit die folgenden Modalpartikeln vorkommen:

- *denn, doch* – seit dem Althochdeutschen gebräuchlich,
- *da, halt* – seit dem Mittelhochdeutschen gebräuchlich,
- *dreist, je* - im 16. Jahrhundert entstanden, heute nicht mehr gebräuchlich,
- *eben, eigentlich, freilich, man, ja, jetzt, nämlich, nicht, nur, wohl* – seit dem 16. Jahrhundert gebräuchlich,
- *allerdings, aber, auch, einmal, etwa, natürlich, schon, wenigstens* – seit dem 17. Jahrhundert gebräuchlich.

3. KORPUSANALYSE

3. 1. Daniel Speers Werk als Textsorte

Ungarischer oder Dacianischer Simplicissimus (weiterhin zitiert als UoDS) entstand im Jahre 1683 (in der neuhochdeutschen Zeit), als die türkische Kriegsmacht vor Wien aufmarschierte und unter Jan Sobieskis Kommando geschlagen wurde. Der Roman war ein Bucherfolg in seiner Zeit, da er drei aufeinander folgende Ausgaben erlebte (UoDS 1683: 7). Die Autorschaft am UoDS ist fragwürdig, die Forscher sprechen sie aber mit großer Wahrscheinlichkeit Daniel Speer zu (UoDS 1683: 203).

Das Werk ist ein Picareskroman, „ein ‚Erlebnisbericht‘ eines schlesischen ‚Vaganten‘ auf polnischem, slowakischem und ungarischem Boden um die Mitte des 17. Jahrhunderts.“ (ebd.) Seine Bedeutung liegt nicht nur darin, dass er zu denjenigen wenigen Romanen des 17. Jahrhunderts gehört, die innerhalb von zwei Jahren drei Auflagen erlebten, sondern auch darin, dass er ein sehr wertvolles Quellenmaterial zur Sittengeschichte und zur Folklore durch die interessante und genaue Beschreibung des alltäglichen Lebens in diesen Gegenden wurde. Es wird die Lebensgeschichte eines armen Knaben beschrieben, die als Waise aufgewachsen ist. Das ist keine Entwicklungsgeschichte, sondern eine Kette von Abenteuern und der Held funktioniert darin als ein Bindeglied. Die Geschichte wird in Ichform berichtet, die dem Werk einen stark wirklichkeitsbezogenen Stil schenkt.

Aus sprachhistorischem Aspekt gilt UoDS deshalb als geeignete Grundlage für Untersuchung epistemischer Verwendungsweisen, weil – wie es sich aus der Fachliteratur herausstellte - die Entwicklung der Epistemifizierung, also der Prozess der Herausbildung von sprachlichen Mitteln, mit deren Hilfe Urteile über den Wahrheitsgehalt von Propositionen und Sprechereinstellungen zum Ausdruck gebracht werden, seit dem 16. Jahrhundert oft belegt ist. Unser Korpus repräsentiert die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts. Laut Diewald (1999: 430) ist bei allen sechs Modalverben die (oben beschriebene) Phase III der Grammatikalisierung der Modalverben, also das parallele Auftreten der isolierenden Kontexte im 16. Jahrhundert, spätestens aber im 17. Jahrhundert (bei *dürfen*) erreicht.

Außerdem steht dieser Roman in seiner Formulierung der gesprochenen Sprache nahe, da es in Ichform berichtet wird und oft auch Dialoge enthält. Die Gesprächspartner kommunizieren also im mündlichen Sprachgebrauch miteinander, können dabei ihre Erwartungen, Gegenargumente, Meinungen oder Bewertungen zur Äußerung, also ihre Einstellungen zum Gesagten ausdrücken. Diese Tatsache verstärkt die Hoffnung, dass Modalverben in epistemischer Interpretation und auch Modalpartikeln als modifizierende Elemente der Sprechereinstellung im Roman verwendet werden.

3. 2. Untersuchungsmethode

Die semantische Analyse der Modalverb- und Modalpartikelvorkommen stützt sich auf ein verstehensorientiertes Vorgehen (Peilicke 1997: 214), wobei die Verwendung dieser sprachlichen Mitteln kontextabhängig aus der Sicht des Rezipienten beschrieben wird, also der Kontext ist der Ausgangspunkt, in dem die Äußerung mit Modalverb oder Modalpartikel auftritt. Den Kontextausschnitt habe ich immer so gewählt, dass die Erschließung der Modalverbäußerung bzw. Modalpartikelnäußerung relativ eindeutig ermöglicht wird.

Es muss vorausgeschickt werden, dass bei der Analyse der Modalverben bestimmte modale Bedeutungen schwer voneinander zu trennen waren, besonders im Falle von *können* und *mögen*. Ein Satz, wie *Er kann das machen* kann unterschiedlich interpretiert werden: ‚in der Lage sein, etwas zu machen‘, ‚die Möglichkeit haben, etwas zu machen‘, ‚es wird vermutet, dass er das machen könnte‘, ‚er darf etwas machen‘, ‚er soll etwas machen‘, oder ‚es wird gewünscht, dass er etwas macht‘. Die Analyse der Bedeutung von Wörtern macht es aber notwendig, „die verschiedenen Äußerungsbedeutungen voneinander zu scheiden, gewissermaßen nach einem ‚Schubkastensystem‘ grob einzuteilen, auch wenn dahinter viele ‚Wenn‘ und ‚Aber‘ zu stehen scheinen“ (a. a. O. 215).

3. 3. Epistemische Modalverben

Das Korpus umfasst 150 Seiten, ca. 70.000 Wörter, worunter ich insgesamt 60 Modalverbformen in epistemischer Verwendung gefunden habe. Bei der Untersuchung wurde auch die quotative Bedeutung von *sollen* und *wollen* in Betracht gezogen. Für die

Erscheinungsformen von *wollen* finden sich 7, für *sollen* 16, für *müssen* auch 16, für *mögen/möchte* 12 und für *dürfen* nur 2.

mögen

Für den Indikativ Präsens dieses Modalverbs lässt sich nur ein einziger Beleg in unserem Korpus zu finden, der zum Ausdruck einer Vermutung verwendet wird.

(6) *Nun mögen auch wol andere dem Ragotzy zu seinem Türcken-Abfall und Tode gebracht haben / weil es ein Frey-Wahl-Fürstenthum / stunck andern diese Ehre zu haben auch in die Nase* (UoDS 157, 3-6)

Die Annahme, dass es hier um eine Vermutung geht, verstärkt auch die Modalpartikeln *wol*. Das Modalverb steht mit Infinitiv II des Hauptverbs, also mit dem „isolierenden Kontext der deiktischen Lesart“, wie es Diewald (1999) nennt. Wir können also sagen, dass die epistemische Verwendungsweise von *mögen* belegt ist, aber als ganz ungebräuchlich gilt. Diese Tatsache bestätigt Diewalds (1999: 391f.) Annahme, dass die Entwicklung von *mögen* zu einem Faktizitätsmarker ganz langsam vor sich ging.

Es geht also darum, dass - wie im Abschnitt 2. 1. angedeutet - eine epistemische Lesart von *mugan* schon im Althochdeutschen nachgewiesen ist, wenn auch mit ganz wenigen Belegen, die noch nicht ausreichen, es als grammatikalisierendes Ausdrucksmittel zur Faktizitätsbewertung zu betrachten. Doch war dieses Modalverb das erste, bei dem diese Gebrauchsweise nicht auszuschließen war, später aber entwickelte es sich so zögernd, dass andere Modalverben, die erst später in den Grammatikalisierungsprozess eintraten, es in der Entwicklung überholt haben.

Im Gegensatz zu dem Indikativ Präsens von *mögen* gibt es eine höhere Belegzahl für die Formen des Konjunktiv Präteritums (*möchte/möchten*). 7 Belege finden sich im Roman, die als Vermutung interpretiert werden können. In jedem Beleg wird *möchte* in der Bedeutung des heutigen *könnte* gebraucht. Diese Verwendungsweise von *möchte* ist heute völlig unbekannt, ist aber bis ins 19. Jahrhundert belegt (Fritz 1997: 17). Im Laufe der Zeit entwickelte sich die volitive Bedeutung als Hauptvariante von *möchte* (Diewald 1999: 392 f.).

In einem von den 7 Belegen steht das finite Modalverb mit Infinitiv II, bezieht sich auf die Vergangenheit:

(7) *aber nach 3. Stunden gieng ein Murmeln / wie ich den Abend mit einer Laternen in oben der Scheuren / wo die Brunst ausgegangen / den Dreschern zum Fruchtaufheben gezündet / und muthmassend / ich durch Liecht-Putzen diese Feuers-Brunst möchte verursacht haben* (UoDS 43, 31-35)

Bemerkenswert ist am Beleg (8) die Verbindung mit *können*, womit ganz klar die semantischen Zusammenhänge zwischen den beiden Verben angedeutet werden. Nach der Beobachtung von Fritz (1997: 18) ist die Verwendung der Doppelformen dieser Verben seit der germanischen Zeiten üblich. Wie meine Daten zeigen, kommt es auch noch im 17. Jahrhundert vor.

(8) *es wurde der Sauhirt-Bube krank / da fragt man mich / wie Dickkopf / getraustu dir wol die Schweine zu hütten? Ich sprach / wann ichs nur einmahl gesehen hätte / vielleicht möchte ichs wol verrichten können!* (UoDS 27, 24-26)

Ich habe auch für den Indikativ Präteritum (*mochte/mochten*) von *mögen* 4 Belege gefunden, bei denen die epistemische Bedeutung mit Gewissheit festzustellen ist. Es kann deshalb nicht von Formensynkretismus⁵ die Rede sein, weil bei *mugen/mügen* schon im Mittelhochdeutschen eine klare Trennung in der Markierung von Indikativ und Konjunktiv Präteritum durchgesetzt hat: *mahte, mohte* vs. *mehte, möhte* (Diewald 1999: 372).

Jeder Beleg drückt eine Vermutung über ein in der Vergangenheit abgeschlossenes Geschehen aus, 3 davon stehen mit Infinitiv II, ein Beleg aber mit Infinitiv I.

(9) *Aber der Knecht und die Magd waren noch nit zu frieden / sondern beklagten sich von neuem / wie daß ich sie s. v. mit Heß-Läusen angesteckt hätte; und dieß mochte auch wahr seyn* (UoDS 29, 3-5)

⁵ Die Markierung des Konjunktiv II der Modalverben durch Umlaut ist im Mittelhochdeutschen noch nicht einheitlich (vgl. Diewald 1999: 372).

Der Infinitiv Perfekt des Hauptverbs hat sich, wie Diewald (1999: 380) zeigt, im 16. Jahrhundert auf alle Verben ausgebreitet. Das Modalverb als Finitum und Infinitiv II des Hauptverbs (Modalverb mit Dentalsuffix + (nominales Objekt) + haben/hân/sîn + Partizip II) ist der isolierende Kontext der epistemischen, grammatikalisierten Lesart. Eine zweigliedrige Form wie in (9) (mochte + seyn) macht beide Interpretationen, also eine epistemische und eine nicht-epistemische möglich. In diesem Kontext wird aber diese Form epistemisch erklärt: „Der Sprecher will ausdrücken, dass er es für möglich hält, dass das Satzsubjekt (hier ist es mit dem Sprecher identisch), den Knecht und die Magd mit Läuse angesteckt hat.“ Doch wurde diese Konstruktion nicht grammatikalisiert, weil diese epistemische Verwendungsweise dabei nicht überwiegt und in dieser grammatischen Umgebung nur selten vorkommt (vgl. Diewald 1999: 380).

können

Eine interessante Bemerkung ist bei *können*, dass sich gerade die Hälfte der Belege in unserem Korpus für *können* finden, wie für *mögen* und *möchte*. Man kann also feststellen, dass in dem Roman die epistemische Verwendungsweise bei *können* nachgewiesen ist, aber in der heutigen Bedeutung von *können* eher das Modalverb *mögen* bevorzugt wird. Wie unsere Untersuchungen zeigen, wird *können* an seiner Entwicklung durch *mögen* auch noch in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts verhindert. Nach den Ergebnissen der Sprachforschung hat es den Rückstand im 18. Jahrhundert nachgeholt. (vgl. Diewald 1999: 417).

In drei Belege wird der Vermutungsbezug mit der Modalpartikel *wol* bestätigt, wie in (10).

(10) *allda Burger worden und sein Handwerck / welches er in der Jugend (wie alle Siebenbürgische Studenten) gelernet / getrieben / hat auch gar wol mit ihr gehauset / und habe zum öfftern bey ihnen eingekehrt / zu Gast gessen / und ist sehr vielen Leuthen allda solches bewust; kan auch wol seyn daß der Mann noch lebet (UoDS 92, 23-27)*

Im Laufe der Analyse bin ich von Fritz' Feststellung (1997: 95f.) ausgegangen, dass die reine Möglichkeitslesart der Modalverben eng mit der epistemischen Verwendung verwandt ist. Aufgrund der folgenden Interpretation habe ich Beleg (11) als epistemisch

betrachtet: „Der Sprecher macht mit einem relativ schwachen Gewissheitsgrad die Annahme, dass unter den Schuppen oft 200 oder noch mehr Rinder stehen oder liegen.“ Der hypothetische Charakter wird im Satz auch durch die Modalpartikel *wol* gestützt. Bei Peilicke (1999: 222f.) heißt es ‚hypothetische Möglichkeit‘.

(11) *doch haben sie viel grosse Schoppen / worunter öffters 200. auch wol mehr Stuck allerhand Rind-Vieh stehen und liegen kan* (UoDS 127, 16-17)

Nach Peilickes Daten ist die Verwendung von *können* und *mögen* zum Ausdruck dieser ‚hypothetischen Möglichkeit‘ in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts gebräuchlich (Peilicke 1999: 222f.). Nach unseren Daten ist es auch noch in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts der Fall.

müssen

Epistemische Verwendungsweisen von *müssen* sind in unserem Text sehr häufig. Insgesamt in 16 Belegen ist der epistemische Charakter ganz deutlich. Es werden – wie im Abschnitt 2. 1. erklärt – Umstände vorgebracht, die als gute Gründe dafür gelten können, dass ein bestimmter Sachverhalt gegeben ist.

Wie bei *möchte*, auch hier gibt es Belege für Indikativ und Konjunktiv Präteritum. *Muste/must* oder *müste* werden sowohl mit Infinitiv I als auch mit Infinitiv II des Hauptverbs kombiniert:

(12) *die Magd muste zu diesem Ballet zünden / da hieß es / du Teuffelskopff / du Galgenvogel / du etc.* (UoDS 24, 2-3)

(13) *woher ich diese grosse Gnad und Affection um diesen Capitain verdienet hätte / daß er mich außwechseln wolte / er hätte gutten Lust mich weiter zu schicken / es bedunckte ihn immer ich müste bey gutten Mitteln stehen / und vornehmen Geschlechtes seyn* (UoDS 120, 9-13)

Die Modalverben *muste*, *müste* sind mit ‚sicher, gewiss‘ in diesen Belegen äquivalent, drücken eine subjektive Wahrscheinlichkeit aus.

Aufgrund der sprachhistorischen Forschungen wird zu Beginn des 16. Jahrhunderts die epistemische Bedeutung des Modalverbs *müssen* etabliert, da es in dieser Zeit eine klare Unterscheidung zwischen den isolierenden Kontexten des epistemischen (finites Modalverb + Infinitiv II) und des nicht-epistemischen (Modalverbperiphrase + Infinitiv I) Gebrauchs möglich war (Diewald 1999: 402). Meine Ergebnisse bestätigen diesen Standpunkt: in vier Belege kommt die Struktur finites Modalverb + Infinitiv II vor und zwar eindeutig in epistemischer Bedeutung wie in (14). Die Phase III ist also in diesem Zeitpunkt erreicht.

(14) *Geschahe im Hauß einiger Schad / oder wurde etwas verlohren / so must alles der dickkopffete Schlingel gethan haben* (UoDS 17, 30-31)

Nachdem die Phase III erreicht und die neue epistemische Bedeutung etabliert wurde, hat sie sich auch auf andere Kontexte ausgebreitet (Diewald 1999: 402). Ein ausgeprägter Beleg dafür in unserem Korpus ist (15).

(15) *Es entstund gleich eine Frag / ob in meinem Vaterlande man auch dergleichen hätte / ich sagte nein / ey das muß ein böses Land seyn* (UoDS 72, 12-13)

dürfen

Im Gegensatz zu *mögen* und zu *müssen* ist die Belegzahl für *dürfen* äußerst gering. Nur zwei Belege geben ein Zeichen ihrer epistemischen Verwendungsweise. Für diese Belege ist die Verbindung mit *wol* charakteristisch.

Aufgrund unserer Daten kann keine Konsequenz daraus gezogen werden, welche Modi in dieser Zeit zum Ausdruck einer Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit häufiger verwendet wurde, weil der eine Beleg in Indikativ Präsens, der andere in Konjunktiv Präteritum steht.

(16) *Wie scharff aber diese Vögel hingerichtet werden / so hilffis doch wenig; heute steht einer dabey und siehet diese abscheuliche Execution an / morgen darff er wol zu den Räubern lauffen und selbst rauben* (UoDS 12-15)

(17) *grosse Schaaren klein und mittler Adler wie auch Kranniche sahen wir öffters mit Ungestümm auf uns fliegen / schwungen sich vielfältig um uns her / ob wollten sie uns berauben / wie dann bekand / daß sie wol 4. Mann zu Roß angreifen / und überwältigen dörffen* (UoDS 134, 13-21)

Laut Diewalds Daten weichen (16) und (17) von dem Auftreten des Modalverbs *dürfen* in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ab, als es noch ausschließlich in Konjunktiv II-Formen vorstellbar war (Diewald 1999: 406), bestätigen aber Fritz' Beobachtung, wonach im 17. Jahrhundert auch die Indikativform epistemisch verwendet wurde (Fritz 1997: 101).

Eines fällt uns noch auf, dass beide Formen mit Infinitiv I des Hauptverbs stehen, Infinitiv II erscheint hier nicht. Nach (16) und (17) zu urteilen, kann es deklariert werden, dass die dritte Phase der Grammatikalisierung bei *dürfen* in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts noch nicht vollzogen ist. Diese Behauptung befindet sich mit der Feststellung, wonach der Ausbau der isolierenden Kontexte für die beiden Lesarten im 17. Jahrhundert auch bei *dürfen* vollzogen ist, in Widerspruch (vgl. Diewald 1999: 406f.). Natürlich kann es in anderen Korpora belegt werden, unsere Daten bestätigen aber das nicht. Ein Grund dafür kann die Tatsache sein, dass epistemisches *dürfen* erst im 19. Jahrhundert eine gewisse Häufigkeit erreicht hat und im 17. Jahrhundert noch selten vorgekommen ist (ebd.).

sollen

Neben *müssen* ist *sollen* das meist belegte Modalverb in unserem Korpus. 17 Belege stehen uns sowohl in Indikativ Präsens als auch in Konjunktiv Präteritum zur Verfügung, um es zu beweisen, dass die quotative Funktion von *sollen* in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ganz häufig verwendet wird.

Wie Diewald (1999: 418ff.) zeigt, war *sollen* wegen seiner Verwendung als Futur an verschiedenen Grammatikalisierungsprozessen beteiligt, als die bisher besprochenen Modalverben. Übereinstimmend mit Fritz (1991: 36) bin ich zur Feststellung gekommen, dass der quotative Gebrauch von *sollen* im 17. Jahrhundert schon völlig entwickelt ist.

Fritz (1991: 34f) stellt dar, dass *sollen* in den Zeitungen von 1609 häufig in Verbindung mit anderen Mitteln der Quellenkennzeichnung steht. Er unterscheidet vier Typen, drei davon können auch in dem UoDS beobachtet werden:

- Übergeordneter Satz mit einem Verb des Sagens, *sollen* im untergeordneten Satz:
(18) *es giengen aber wegen diser Festigkeit seltzame reden; unter anderm auch diese / ob sollten die Jesuiten welche öffters ihren gefangenen Studiosum im Gefängnuß getröstet und besucht an diesen Burger gesetzt haben Catholisch zu werden* (UoDS 99, 22-25)
- Redeeinleitung im Angabesatz und *solle(n)* im Hauptsatz:
(19) *dises Holtz darf er zwischen Jahr und Tag nit verbrauchen / sondern wie Bericht erhalten / solle dieses (...) zu seiner Scheitterhaufen oder lebendigen braten sambt dem Wagen gebraucht werden: wie dann einsmal schon einige Verrätherey durch einen Stadt-Richter solle ergangen seyn* (UoDS 105, 4-11)
- Redeeinleitung parenthetisch eingefügt vor oder nach dem Modalverb:
(20) *die übrige Zünfften sollen diese Ehr verschertzt haben / auß folgendem wie berichtet worden: nemlich es hat sich ein Aufruhr in der Stadt zugetragen / als nun der gantze Magistrat dem Rathhause gewest / (...) / hat man hinein gedrungen und den gantzen Magistrat herunter gestürzt / worunter ausser bemeldten 4. Zünfften / alle sollen gewesen seyn* (UoDS 33, 27-32)

Aus dieser Funktion entstand die heutige quotative Bedeutung von *sollen*. In (18), (19) und (20) ist „die relevante Bedeutung (...) im übergeordneten Satz lexikalisch enkodiert und geht später, bei Auflösung der Subordination, auf das Modalverb über.“ (Diewald 1999: 421f.)

Merkwürdigerweise tritt der erste Beleg für *sollen* in quotativer Bedeutung im Korpus erst auf der Seite 31 auf und ihm folgt ein zweiter und dritter sofort auf der 33 Seite. An dieser Stelle des Romans findet sich eine Stadtbeschreibung von ‚Breßlau‘ (Wrocław). Es wurde entdeckt, dass diese Beschreibung mit der Stadtbeschreibung aus dem handschriftlichen Wandertagebuch eines Tiroler Bildhauergesellen zum großen Teil wörtlich übereinstimmt (UoDS 1683: 176). In den weiteren Abschnitten, in denen *sollen*

in dieser Funktion vorkommt, können wir meistens⁶ auch über eine Beschreibung einer Stadt oder eines Landes lesen. Mit Zugrundelegung dieser Beobachtung soll die quotative Verwendung von *sollen* als eine textsortenspezifische Besonderheit gelten. Diese Beobachtung unterstützt auch Fritz' Auffassung (1991: 36).

In Diewalds Arbeit (1999: 422) ist es festgestellt, dass die Phase III bei *sollen* im Laufe des 16. Jahrhunderts, ca. 50 Jahre später als bei den anderen Modalverben, erreicht ist, weil sich die periphrastische Perfektform später entwickelt hat, das die Entstehung der isolierenden Kontexte blockierte. Wie oben erwähnt, kann es auf die Rechnung der Zukunftsbezeichnung gesetzt werden. Wieweit die Spaltung in die isolierende Kontexte (also Modalverbperiphrase mit Infinitiv I vs. Modalverb mit Infinitiv II) und damit die komplementäre Verteilung der beiden Lesarten im Jahre 1683 vollständig vollzogen ist, zeigt (21).

(21) *weil die andern fast alle um Erleichterung ihrer Bündel / etwas verkaufft hatten / und ich wegen schwer Tragens / immer der letzte / sagte ich einmahl / ey ich will auch nit mehr so schwer tragen / in nechster Herberge will ich über Nacht meine Sach leichtern / und auch was verkauffen / (...) / sie lachten mich auß / und sprachen / (...) / ich solte längst verkaufft haben, so wäre ich nit so müde worden (UoDS 51, 24-29)*

Es könnte folgenderweise paraphrasiert werden: ‚Sie lachten mich aus, und sprachen, ich hätte sie längst verkaufen sollen.‘ In diesem Kontext kann es keineswegs von einer Information aus zweiter Hand die Rede sein. Die alte, nicht-epistemische Bedeutung steht mit der alten Struktur, statt die neue, die Modalverbperiphrase. In Beleg (22) steht die neue, quotative Bedeutung ebenso mit dieser alten Struktur.

(22) *ich bin in Erfahrung kommen / wie das die Vettel die Köchin / nit allein mich / sondern allermeist der gelibtesten jüngerer Fräulein Tochter vor ehrlichen Cavalliern einen Spott und Schandflecken angehenckt soll haben / als ob wir einander geküssset hätten (UoDS 44, 26-29)*

⁶ Nur in 4 Belege ist das nicht der Fall.

Der quotative Charakter macht auch die Redeeinleitung „ich bin in Erfahrung kommen“ deutlich. Diese Erscheinungsformen zeigen, dass in diesem Zeitpunkt noch zwei verschiedene Bedeutungen in einer formalen Realisierung nebeneinander existieren.

wollen

Was das andere Ausdrucksmittel der quotativen Bedeutung betrifft, ist es in unserem Korpus weniger gebraucht als *sollen*. Es gibt insgesamt 8 Belege in dem UoDS, die der Kennzeichnung der Bedeutung einer fremden Behauptung zugeordnet werden können.

Nach dem vorhandenen sprachhistorischen Wissen vollzieht sich die Isolierung der quotativen Funktion bei *wollen* im 16. Jahrhundert mit der Entstehung der isolierenden Kontexte *will* + Infinitiv II vs. Modalverbperiphrase (vgl. Diewald 1999: 424 ff.).

Unter diesen 8 Belegen gibt es nur einen einzigen Beleg, der dem quotativen Gebrauch mit *will* + Infinitiv II zugeschrieben werden kann.

(23) *der Graf Hummenay konte gar gut Teutsch / und sprach gar freundlich zu mir / du kleiner ehrlicher Teutscher / ich vernehme daß du dich tapffer gehalten / was wilt du deinem Herrn Capitain sagen / sags mir nur Teutsch / ich sagte gnädiger Herr General / ich will ihm mein erobertes Türckisches Roß verehrt haben* (UoDS 96, 33-38)

Eine Eigentümlichkeit von *wollen* gegenüber den anderen Modalverben ist, wie es von Diewald (1999: 425) angesprochen ist, dass es im grammatikalisierten Gebrauch noch Subjektrestriktionen ausübt. Das Satzsubjekt ist zugleich der zitierte Sprecher und das Subjekt der Aussage. In unserem Korpus ist es noch merkwürdiger, da wegen der Ichform der Sprecher, der über die Situation berichtet, mit diesen Größen identisch ist. Wie Diewald auf Jänttis Untersuchung gestützt zeigt, ist der quotative Gebrauch von *wollen* seit dem 16. Jahrhundert ganz selten, *wollen* wird in das System der Faktizitätsbewertung integriert (Diewald 1999: 428).

In diesen Belegen, in denen der Schreiber/Sprecher über sein eigenes Leben erzählt, kann es sich aber nicht um eine Distanzierung gegenüber dem Gesagten handeln. Außer wenn das Geschehnis so lange her war, dass der Erzähler sich selbst nicht mehr gut daran erinnern kann und so drückt er mit *wollen* aus, dass es wahrscheinlich so gewesen sein konnte. Wie es meines Erachtens auch in (24) zu interpretieren ist.

(24) *es begab sich auch / daß wann das Brod hart worden / und Schrunden überkam / daß die Wantzen auch darein quartierten / wann ichs nun aß / zerbiß ich öffters eine / da wolte mir solch Confect auch nicht wohl schmäcken / weil aber der Hunger alles lehret / achtet ichs wenig* (UoDS 17, 35-38)

Es wird auch kein Zweifel an der Glaubwürdigkeit der Aussage in (23) ausgedrückt, eben deshalb nicht, weil, wie erwähnt, auch hier der Sprecher bzw. Schreiber mit dem zitierten Sprecher in der kommunikativen Handlung identisch ist. Diese Erscheinungsform ist aufgrund der heutigen Verwendung von *wollen* äußerst merkwürdig, weil in einer mit *wollen* ausgedrückten fremden Behauptung das Subjekt nur 2. oder 3. Person sein kann, das über sich selbst redet. In der heutigen Verwendungsweise wird aber die Richtigkeit des Gesagten von der Seite des Sprechers bewertet und im Allgemeinen zieht man seine eigene Aussage nicht in Zweifel. Deshalb kann diese Identität des Sprechers mit dem zitierten Sprecher beweisen, dass *wollen* in (23) noch nicht als Faktizitätsmarker vorhanden ist.

Obwohl Jäntti (ebd.) in der Chronik von Friesenegger um 1650 keinen Beleg für quotatives *wollen* gefunden hat, würde ich es mit (25) und (26) bezweifeln, dass es völlig verschwunden ist. Der Beleg (26) ist die Fortsetzung von (18).

(25) *In dem ich nun biß auf den Herbst bey gemeldtem Herrn Grafen serviret / kam ein Türcken-Geschrey / wie daß er bey Tokay eingefallen und der Wein-Erndte wolt hinderlich seyn / da hieß es die Spanschaften müssen wieder solchen aufsitzen / und solte zu Onodt die Versammlung gehalten werden* (UoDS 93, 4-6)

(26) *mit Versprechen ihme davon zu helffen und das Leben zu retten / der hat aber sehr gezweifelt an ihrem Versprechen / doch solte er einsmals sie gegen sich verlauten lassen / sie solten ihm erst helffen / alsdann wolte er ihre Religion annehmen* (UoDS 99, 25-28)

Ob es von der semantischen Nuance des Zweifels an der Richtigkeit des Gerüchts in (25) die Rede sein kann, ist es schwer festzustellen, die quotative Bedeutung ist aber eindeutig.

Der quotative Charakter von *wollen* ist meines Erachtens in (26) deswegen nicht zu bezweifeln, weil der Kontext, in dem es vorkommt, bei dem quotativen Gebrauch von *sollen* in (18) bewiesen wurde. Außerdem würde ich in diesem Fall die Rolle von *wollen* als Faktizitätsmarker nicht ausschließen, denn der Sprecher/Schreiber wollte vielleicht seinen Zweifel an der Glaubwürdigkeit der zitierten Aussage, dass das Subjekt die Religion wirklich annimmt, zum Ausdruck bringen. Hier ist der Schreiber, mit dem zitierten Sprecher und Satzsubjekt nicht identisch. Diese neuhochdeutsche Verwendung, also der mit *wollen* ausgedrückte Zweifel an der Wahrhaftigkeit der Aussage, kann mit diesen Beispielen schon in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts belegt werden.

3. 4. Modalpartikeln

Davon ausgegangen, dass die Modalpartikeln Homonyme in anderen Wortarten haben, weisen sie gemeinsame Eigenschaften mit ihren Homonymen auf. Oft macht es schwer, sie voneinander abgrenzen zu können.

Bei der Forschung nach Modalpartikeln in dem UoDS bin ich von den in Helbig's ‚Lexikon der deutschen Partikeln‘ erörterten Eigenschaften der einzelnen Modalpartikeln ausgegangen. Die Analyse ist oft auf Schwierigkeiten gestoßen, besonders in Fällen, als die Abgrenzung der Modalpartikeln von ihren Homonymen in anderen Wortarten aufgrund der Betonung möglich war. Da wir auf die Intonation in historisch überlieferten Texten überhaupt nicht zurückgreifen können, können die Betonungsverhältnisse nur mit Wahrscheinlichkeit festgestellt werden.

Die Eigenschaften, welche die Modalpartikeln von den anderen Wortarten unterscheiden und ich bei der Analyse vor Augen gehalten habe, sind die folgenden: sie können im Mittelfeld des Satzes vorkommen, können aber nicht ins Vor- oder Nachfeld verschoben werden; sie tragen nichts zur Proposition des Satzes bei, d. h. im Prinzip sind sie weglassbar; sie sind Sprechereinstellungsausdrücke.

In dem untersuchten Roman finden sich 67 Belege für Modalpartikeln und zwar 26 für *doch*, 23 für *wohl*, 7 für *nur*, 4 für *auch*, 4 für *ja*, einen Beleg für *denn*, einen für *eben* und einen für *schon*.

doch

Aufgrund unseren Daten erwies sich *doch* in unserem Korpus als die häufigste deutsche Modalpartikel. Es ist eigentlich nicht überraschend, weil *doch* – wie Burkhardt zeigt (1994: 140, zit. n.: Molnár 2002: 23) – auch schon im Althochdeutschen gebräuchlich war. Während dieser langen Zeit entwickelte sich ein Bündel von Vorkommensweisen, es kann in verschiedenen Satztypen erscheinen: in Aussagesätzen, in Ausrufesätzen, in Aufforderungssätzen, in Ergänzungsfragen, in Sätzen, die der Intonation nach Entscheidungsfragen sind, aber die Wortstellung von Aussagesätzen haben, in Ausrufesätzen mit Zweitstellung des finiten Verbs und in Wunschsätzen (Helbig 1988: 117). Homonyme von *doch* sind die Antwortpartikel, das Adverb und die koordinierende Konjunktion (ebd.).

Die größte Schwierigkeit bei der Abgrenzung der Modalpartikel *doch* von dem Adverb bereite, dass sich manchmal lexikalisch und syntaktisch gleiche Sätze nur durch den Akzent unterscheiden, den ist aber im Fall eines Textes schwer oder auch unmöglich festzustellen. Wenn aber *doch* aus dem Mittelfeld ins Vorfeld verschoben werden konnte, dann konnte es bewiesen werden, dass wir mit einem Adverb zu tun haben, da die Modalpartikeln nicht vorfeldfähig sind.

In Aussagesätzen dient *doch* der Verstärkung, Bestätigung, Übertragung der Einstellung des Sprechers auf Hörer, setzt Konsens aus oder stellt einen Widerspruch gegenüber der vorangegangenen Aussage her (Helbig 1988: 111ff.). In Aufforderungssätzen verstärkt *doch* die Aufforderung, in Ergänzungsfragen wird damit an etwas in Vergessenheit Geratenem erinnert, in Entscheidungsfragen mit Zweitstellung des finiten Verbs drückt *doch* eine Rückversicherung, Erwartung einer positiven Antwort aus (ebd.). In Ausrufesätzen entsteht durch *doch* ein Widerspruch zwischen den Erwartungen des Sprechers und der Äußerung und in Wunschsätzen kennzeichnet es die Aussage als Wunsch (a. a. O. 114f).

In unserem Korpus kommt *doch* in folgenden Satztypen vor:

- in kausalen Nebensatz:

(27) *Nun jederman nahm Roß oder Wagen / oder Schlitten / und was mir seltzam und frembd / 5. Tag nach Philippi Jacobi auf dem Schlitten zu fahren / da ich im Dorff doch keinen Schnee sehen konnte / aber nach einer halben Stund gab es Schnee gnug* (UoDS 55, 27-30)

- in irrealen Wunschsatz:

(28) *und wann nur nit ein dicker Nebel gewesen wäre / hätten wir doch wol wegen Monden-Scheins / uns der Höhe halben etwas ersehen können* (UoDS 62, 29-31)

- in Ausrufesatz:

(29) *darnach empfieng er uns auch stürmisch / das solte doch Freundlichkeit seyn* (UoDS 61, 3-4)

- in Aussagesatz:

(30) *ich lachte tapffer mit und sagte / es ist doch gleichwol gut / daß meine Bücher nit dabey gewest / und trocken davon kommen (...) / (...) / ich sprach / warum nit? machet nur eure Bündel auf / und nehmet sie herauß / wir müssen doch voneinander scheiden* (UoDS 57, 18-22)

- in Konzessivsatz:

(31) *sie sind auch gar faule Leuth zum arbeiten / wann sies schon säuberer und besser haben könnten / thun und achten sies doch nit* (UoDS 127, 7-9)

Molnárs Untersuchungen der Modalpartikel *doch* zeigen, dass der irrealer Wunschsatz im Allgemeinen selten belegt ist und in der frühneuhochdeutscher Zeit dieser Satztyp mit *doch* nicht verbreitet war, wobei *doch* die Funktion erfüllt, zwischen Wunschsätzen und Konditionalsätzen zu differenzieren (Molnár 2002: 113). Mit (28) ist diese Verwendungsweise von *doch* in der neuhochdeutschen Zeit belegt.

Auch in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts weist *doch* seine Funktion als sog. verdeutlichende Partikel in Konzessivsätzen auf, damit es in Verbindung mit *schon*⁷ den Konzessivsatz vom Konditionalsatz unterscheidet (vgl. ebd.). Dies beweist (31).

Nach meiner Erwägung ist aufgrund diesen Belegen die grammatische Funktion (vgl. Molnár 2002: 115) von *doch* am Anfang der neuhochdeutschen Zeit erwiesen.

⁷ Die hier erwähnte Modalpartikel *schon* kommt nur in diesem Beleg vor.

wohl

Die zweithäufigste Modalpartikel in dem UoDS ist *wohl*. Wie *doch* tritt es auch in vielen Satztypen auf. In Aussagesätzen kann mit *wohl* eine hypothetische Einstellung des Sprechers zur Aussage oder Bestätigung eines Sachverhalts ausdrücken, die als Widerspruch gegenüber der Vorgängeräußerung gilt (Helbig 1988: 238f.). Für den ersten Fall gibt es die meisten Belege (18 von 23 Belegen) in unserem Korpus. Auch in (6), (10), (11), (16), (17) kann *wol* so interpretiert werden. Als Beleg für den zweiten Fall soll (32) stehen.

(32) *der solte wol vermeinen der Wein-Garten wäre vörnt erfrohren / und man wolte neues Holtz ziehen: ich habe offi um Niclaus erst den Herbst sehen einthun / sie führen aber die Trauben in grossen Buthen auf dem Wagen heim* (UoDS 129, 5-8)

In Aufforderungen dient *wohl* die Markierung der Frage als eine strenge Aufforderung. Aber in meinem Korpus ist das nicht belegt. In Ergänzungsfragen wird mit *wohl* die subjektive Unsicherheit des Sprechers zum Ausdruck gebracht.

(33) *da fragt man mich / wie Dickkopf / getraustu dir wol die Schweine zu hütten?*
(UoDS 27, 24-25)

Auch für *wohl* in Entscheidungsfragen habe ich keinen Beleg gefunden. Laut Molnárs Daten tritt *wohl* in der frühneuhochdeutschen Zeit als ‚Hypothesenfunktor‘ nur selten auf (Molnár 2002: 72), auch in der frühen neuhochdeutschen Zeit ist es der Fall.

Aufgrund meiner Daten kann festgestellt werden, dass *wohl* in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts am häufigsten in der Funktion des Kennzeichners einer Hypothese in Aussagesätzen gebraucht und oft mit Modalverben verbunden wird. In dem UoDS verstärkt *wohl* in Verbindung sowohl mit *können* und *mögen*, als auch mit *dürfen* die Vermutung.

nur

Im Gegensatz zu den bisher behandelten Modalpartikeln weist *nur* keine Häufigkeit in unserem Roman auf. In 7 Fällen tritt *nur* als Modalpartikel auf.

In 2 Belegen von diesen dient *nur* dem Ausdruck der Verstärkung und der Dringlichkeit eines Wunsches seitens des Sprechers:

(34) *und wann ich nur einen Cardinal-Hut darzu gehabt hätte / hätte man ein wunderliches Spectackel gehabt* (UoDS 17, 7-8)

Die anderen Belege für *nur* kommen in Aufforderungssätzen vor, wo *nur* in drei Fällen eine gewisse subjektive Interesselosigkeit ausdrückt, die vom Sprecher durch Trost und Beruhigung auf den Partner übertragen wird.

(35) *Über ein kleine Weil kamen Burgers-Leute auch daher / und sprachen: komt nur mit uns* (UoDS 56, 26-27)

In den anderen zwei Fällen signalisiert aber die Modalpartikel *nur* die Dringlichkeit der Aufforderung und gilt dadurch als Drohung.

(36) *sprach er rauh an / woher? Du Rumschwermer und Bergaußstichtzer / gib nur her was du hast* (UoDS 61, 1-2)

Das andere Mittel, das zwischen Wunschsätzen und Konditionalsätzen unterscheidet, ist neben *doch* auch *nur*. Wie meine Daten zeigen, wurde in dieser Funktion eher *nur* bevorzugt.

Über diese Satztypen hinaus kann *nur* in der Gegenwartssprache Dringlichkeit und Verstärkung einer Frage in Ergänzungsfragen und Bewunderung oder Vorwurf in Ausrufesätzen ausdrücken. In meinem Korpus erscheinen diese Vorkommestypen nicht, doch kann ich feststellen, dass *nur* schon in der neuhochdeutschen Zeit in einer breiten Bedeutungsskala vorkommen kann. Es kann in Aufforderungssätzen - von der Betonung abhängig – entgegengesetzte Interpretationen haben, kann sowohl eine Drohung, als auch eine Beruhigung und Trost ausdrücken.

auch

Auch gehört der Klasse der in diesem Korpus weniger verwendeten Modalpartikeln an. 4mal konnte ich es als Modalpartikel entdecken, vorwiegend (in 3 Belege) in Aussagesätzen, in denen *auch* einen erklärenden Charakter signalisiert, rückverweisend die Vorgängerbehauptung implizit bestätigt.

(37) *Die Leuthe dieses Landes sind nit so hochmüthig / als andere Nationen / verändern auch niemahls ihren Habith* (UoDS 68, 26-27)

In (38) indiziert *auch* Zweifel, Vergewisserung in der Entscheidungsfrage. Der Sprecher erwartet mit der suggestiven Frage eine positive Antwort vom Hörer (hier vom Stäntzel).

(38) *nach langem rumschleiffen weisete ichs einmal dem Stäntzel / und fragt / ob es auch jemanden was nutz?* (UoDS 22, 20-21)

Wie gerade gezeigt wurde, wird Modalpartikel *auch* in dem untersuchten Roman nicht sehr häufig verwendet. Dies steht im Einklang mit den im Abschnitt 2. 2. dargestellten Forschungen, die die Entstehungszeit dieser Modalpartikel auf die 17. Jahrhundert setzt. Diese Daten erlauben mir die Behauptung, dass Modalpartikel *auch* in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts noch nicht weit verbreitet war.

ja

Belege mit *ja* in dem UoDS zeigen eine geringe Frequenz. In den Vorkommenstypen weist es auch keine große Varietät auf. Obwohl es in der Gegenwartssprache in Aussagesätzen, Ausrufesätzen, Aufforderungssätzen und Entscheidungsfragen erscheinen kann, tritt in unserem Korpus 3mal in Aussagesätzen und einmal in Aufforderungssatz auf.

In den Aussagesätzen – wie in (39) - signalisiert die wahrscheinlich unbetonte Modalpartikel *ja* den geäußerten Sachverhalt als dem Sprecher und dem Hörer bekannt und setzt Konsens voraus.

(39) *ich dachte / wann ihr ja die grosse Müh / (...) / (...) / (...) / (...) / Summa / das
bettelhaffte Elend vor euren grösten Ruhm achtete / so will ich euren
Gedancken nicht hinderlich seyn* (UoDs 71, 40 - 72, 4)

In dem Aufforderungssatz liegt die Annahme nahe, dass *ja* betont ist und die Aufforderung verstärkt, die zu einer Drohung wird.

(40) *Einesmal dachte ich / ihr Schind-Gänse / ihr müst mir ja pariren [=gehörchen]
/ nahm die Peitsche und schlug auf sie* (UoDS 27, 11-13)

Aufgrund den im Abschnitt 2. 2. besprochenen Entstehungszeiten der deutschen Modalpartikeln lässt es sich feststellen, dass *ja* im 16. Jahrhundert entstanden ist. Es sollte also in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts mit Sicherheit verwendet werden. Es ist aber in meinem Korpus nicht der Fall. Von 64 Modalpartikeln-Belege sind nur 4 *ja*-Belege. Im Laufe meiner Analyse war ich die Auffassung, dass *ja* eher als Gradpartikel in diesem Text vorkommt, wobei in dieser Rolle oft *je* statt *ja* steht.

denn

Denn ist neben *doch* die älteste Modalpartikel, findet sich aber in meinem Korpus nur ein Beleg dafür. Der Kontrast wird besonders deutlich, wenn man die hohe Belegzahl für *doch* betrachtet. In seinem Vorkommen ist *denn* auf Fragesätzen beschränkt, wie es auch in meinem Beleg der Fall ist.

(41) *er fragte weiter / hast du denn nicht genug zu essen?* (UoDS 19, 36-37)

In diesem Beleg kann aber die Modalpartikel-Funktion mit Sicherheit festgestellt werden. Es gilt als eine ‚rhetorische Frage‘ (Helbig 1988: 106), wobei keine Antwort erwartet wird, sondern nur eine Rechtfertigung.

Diese geringe Belegzahl für *denn* lässt sich laut Molnár (2002: 51) damit erklären, dass *denn*-Belege in der vorfrühneuhochdeutscher Zeit nur sporadisch vorkommen könnten. Von dieser Annahme ausgehend und auf meine Untersuchung stützend würde ich die Entwicklung einer häufigen Verwendung von *denn* erst nach dem 17. Jahrhundert setzen.

eben

Auch für *eben* habe ich während meiner Untersuchung nur einen einzigen Beleg gefunden. In (42) kommt *eben* im Aussagesatz, vermutlich unbetont vor.

(42) *so geschah es eben auch dißmal / indem dz schmale Brückl runter gelassen wurd* (UoDS 56,31-32)

Hier wird *eben* die Modalpartikel-Funktion mit großer Gewissheit zugewiesen, da in dieser Aussage der Sprecher andeutet, dass er den besprochenen Sachverhalt nicht verändern kann. In den meisten Fällen habe ich *eben* als Adverb in dem bearbeiteten Werk aufgefunden.

schon

Der einzige Beleg in dem zugrunde liegenden Korpus für Modalpartikel *schon* ist (31). Wie es zu sehen ist, steht *schon* hier mit der Modalpartikel *doch* in einem Konzessivsatz und erfüllt die grammatische Funktion, Konzessivsätzen von Konditionalsätzen zu unterscheiden. Diese grammatische Funktion betrachtet Molnár (2002: 85) als die erste Stufe der Grammatikalisierung des Temporaladverbs *schon*.

3. 5. Auswertung der Analyse

Anhand des ausgewerteten Textes können wir in Bezug auf die Modalverben sagen, dass das meistgebrauchte Modalverb in epistemischer Bedeutung in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts *sollen* ist. Aufgrund der empirischen Daten nehme ich an, dass die quotative Funktion von *sollen* in der neuhochdeutschen Zeit völlig entwickelt ist, weist sich aber als eine textsortenspezifische Besonderheit auf. Die Behauptung der Fachliteratur, wonach die Grammatikalisierung von *sollen* im Lauf des 16. Jahrhunderts vollzogen hat, ist wahrscheinlich deswegen nicht haltbar, weil in meinem Korpus in dem isolierenden Kontext der epistemischen Verwendungsweise beide Bedeutungen, also die epistemische und die nicht-epistemische nachgewiesen sind.

Im Falle des anderen quotativ gebrauchten Modalverbs *wollen* widerlegen meine Belege die Feststellung der Fachliteratur, dass die quotative Funktion von *wollen* seit dem 16. Jahrhundert äußerst selten geblieben ist.

Bei *dürfen* bestätigen meine Belege die Auffassung, dass es sowohl in Konjunktiv als auch in Indikativ im 17. Jahrhundert stehen kann, geben aber dafür keinen Nachweis, dass die isolierenden Kontexte im Falle von *dürfen* in dieser Zeit bereits vorhanden sind.

Allein die geringe Belegzahl bei *mögen* beweist die Retardation der Entwicklung des Modalverbs im Grammatikalisierungsprozess. Seine Konjunktivform *möchte* steht in meinen Daten ausschließlich in der Bedeutung des heutigen *könnte*, den Standpunkt der vorhandenen Fachliteratur unterstützend. Die vollzogene Grammatikalisierung ist dabei mit der Struktur finites Modalverb + Infinitiv II in den Belegen nachgewiesen.

Meine korpusbasierte Untersuchung der *können*-Belege führte zur Einsicht, dass in der neuhochdeutscher Zeit in der heutigen Bedeutung von *können* eher das Modalverb *mögen* bevorzugt wird. Die vollzogene Grammatikalisierung ist auch hier belegt.

Als zweithäufigstes Modalverb gilt *müssen* aufgrund meiner Analyse. Es scheint die Feststellung der Fachliteratur akzeptabel zu sein, dass die epistemische Bedeutung von *müssen* im 16. Jahrhundert etabliert wurde, da ich in meinen Belegen mit einem stark grammatikalisierten Modalverb zu tun habe, die auch mit Infinitiv I epistemisch vorkommt.

Aufgrund der Modalpartikel-Belege in UoDS zeigen sich *doch* und *wohl* als die häufigsten Modalpartikeln. Im Falle von *doch* und *schon* kann nach der Fachliteratur hervorgehobene grammatische Funktion auch in meinem Belegmaterial nachgewiesen werden, wonach sie zwischen Konzessiv- und Konditionalsätzen unterscheiden.

Wohl verstärkt in den meisten Fällen den Vermutungsbezug der Modalverben in epistemischer Bedeutung.

Mit *nur* wird Trost, Beruhigung aber auch Dringlichkeit in Aufforderungssätzen ausgedrückt, *auch* bestätigt die Vorgängerbehauptung, *ja* signalisiert den geäußerten Sachverhalt als dem Sprecher und dem Hörer bekannt und setzt Konsens voraus oder verstärkt eine Drohung.

Denn, *eben* und *schon* wurden in UoDS nur mit je einem Satz belegt, sie treten aber auch in einer modifizierenden Funktion der Sprechereinstellung auf.

Anhand der einander annähernden Belegzahlen für epistemische Modalverben und für Modalpartikeln kann es zusammenfassend festgestellt werden, dass die epistemische Modalität, also der Sicherheitsgrad des Sprechers in der Wahrheit der Proposition in einem Roman aus der neuhochdeutschen Zeit mit Modalverben ebenso häufig wie mit Modalpartikeln ausgedrückt wird.